

Der Erzähler

**Täglich erscheinendes
Unterhaltungsblatt**

**Träume sind nicht Taten:
Ohne Arbeit wird dir nichts
geraten.**

8. März 1904

Lebenswage.

Erzählung von Clara Wilhelmi.

(Nachdruck verboten.)

Curt erkannte sie schon von Weitem, schritt durch
 das abgefallene Laub der Bäume auf sie zu und stufte
 neben ihr hin. Wartha hatte die ihm eilig nahenden
 Schritte wohl gehört, in der Meinung aber, es sei
 noch ein anderer Besucher irgend

sie fühlten es nicht, zu sehr waren sie mit sich selbst,
 mit ihrem Glücke beschäftigt. Gingen sie doch auch
 Im Sturm und Regen
 Dem Glück entgegen.

15.

Sch habe bis auf diesen Tag
So viel getragen Angst und Pein,
Sch hoffe, was da kommen mag,
Es wird nun auch getragen sein.

Ein trüb'rer Oktobertag neigte sich seinem Ende zu. Der rauhe Wind, der sich am Spätnachmittage erhoben, trieb die dümmeln Bolzen, daß sie gerissen von Norden nach Süden zogen. Dem Westen zeigten sich die blaffen Streifen des Abendroths, das oft von Bolzen verdeckt, verhiem, um sich nach einigen Minuten wieder zu zeigen, stets matter und schwächer als zuvor. Jetzt frönte auch der Regen herüber und die dünn Tropfen schlugen vom Winde getrieben an die erhellten Fenster eines schönen Landgutes, daß die Scheiben klirrten. Das Fenster des Heuers im Dien Drinnen bildete einen angenehmen Kontrast zu dem stürmlichen, regnerischen Selbstwetter. Dies empfanden auch die beiden in jenem Zimmer anwesenden Personen, eine Dame nahe den vierziger Jahren mit ihrem sechszihrigen Töchterlein.

Der Tisch zum Nachtessen war gedeckt, und ein
after Diener mit grauen Haaren trug oben die
Speisen herein. Der Sturm draußen hüllte in die
tichtigst zugenommen, heulend umbrante er das Haus
und von Zeit zu Zeit hörte man des Gewinns herab-
fallender Dampfwolke, welche im Hote verschluckt.
Der Regen fuhr brüllend an die Fenster, als ob die
Tropfen Hagelkörner wären. Die Blide der Dame
Frau von Feldheim, und des Dieners schütteten sich
auf die Fenster.

„Gott sei uns gnädig bei dem Wetter,“ sagte der Diener.

„Ja wohl, Fritz, wenn bei dem Sturme Feuer ausbricht, so ist an Rettung nicht zu denken," entgegnete die Damm. „Seid doch ja vorsichtig, und, Fritz, schließ die Läden, man hört dann Regen und Sturm nicht!"

Der Diener öffnete das Fenster, um dem Befehle der Herrin nachzukommen; ein heftiger Windstoß drang in das Gemach.

(Nachdruck verboten.)

„Dah, wer steht bei dieser Wetter und bei dieser Dunkelheit draußen sein muß,“ sagte Fritz, die Läden schließend, „man sollte keinen Hund hinausjagen.“

„Ich freue mich daß ich ein warmes Bettchen habe, Wama,“ sagte die Kleine, „da merke ich nichts von dem Wetter.“

„So, danke dem lieben Gott dafür, Elli,“ erwiderte die Mutter, „denn es gibt sehr viele Kinder, die es nicht haben und denen es auch an warmer Kleidung und Nahrung gebricht.“

„Den Armen gebracht es oft am Notwendigsten, und darum soll der Reiche den Armen von seinem Reichthum mitgeben, und die Not der Armen lindern, jeviel er kann,“ erwiderte die Dame.

„Heute Mittag kam ein kleines Mädchen in zer-
lumpter Kleidung hier vorbei, es fror so sehr. Dieses
hat mich um ein Stückchen Brot. Ich stand draußen
am Tore und aß mein Butterbrot, da habe ich dieses
dem Kinde gegeben und auch mein Tüschchen“ plu-
derte die Alte.

„Das war brav von Dir, mein liebes Kind,“ lobte die Mutter und streichelte dem Kinde die Wange „sei immer mildherzig gegen die Armen, dann wird der liebe Gott Dir helfen.“

Das Köpfcgen der Kleinen wurde jähver und fand auf ihre Schulter nieder.

„Fried, führe ich zu Marie, damit diese sie zur Ruhe bringe, das Kind ist müde geworden,“ sagte die Dame zum Diener, welcher bei Fried servierte.

Ein starker Windstoß zog donnernd am Hause vorüber.

„Haben gnädige Frau eben nichts gehört?“ fragte Fritz den Tisch abräumend. „Wir schien, als habe es geschellt.“

„Wer mag denn zu so später Stunde noch draußen sein? Gehe hin, nimm die Laterne und sieh

noch. Aber spate Dich, das Wetter ist zu arg, um die drängen lange warten zu lassen."

Der Diener tat, wie ihm geheißen. Als er die Haustüre öffnete, um über den Hof zu schreiten, brüß der Wind so stark, daß Fritz sich gemächlich festhalten mußte. So schnell er vermochte, eilte er zum äußeren Tore.

„Eine Unglückliche“ ertönte eine matte, weibliche Stimme. Als er öffnete, warnte ein durchdringendes weibliches Wesen herein. Es war so unendlich weit.

langen sie oder spielten auf der Saiten. Weiter so tanzten Zängerinnen, deren Aufgabe es war, durch Weiden und Zerkleunungen die Worte ihrer tanzenden Stalleuten zu verdeutlichen. Es wurden Preisgebern dargestellt; die einzelnen Rollen waren — denn ich nicht immer ganz frei von Berührungen, dennoch von unbegrenzter Anmut. Der Ausdruck der Zängerinnen zeigte uns sanft und melancholisch, Anflug und Oberleib wurden von Zeit zu Zeit durch vorgeschaltene Finger unserer Blicke entzogen. In den Fingerringen waren und hielten man mit den Stimmritzen, die allmählich immer und ausgereifter wurden, um uns bewundern zu lassen, darunter und Komplimente machten und schließlich meine und meines Gefährten Hände freizulassen. Das allgemeine, die erste Zängerin brechende Morgens war irgendwas besetzt. Zängerinnen und Zängerinnen hatten, spielen und lachen und hielten ununterbrochen, freuten sich hartnäckig und mit gleichem neuen merkwürdigen Schreien und zeigten sich als ein dankbares, leicht zu unterst / des Publikum. Nach etwa drei Stunden verließen nur das geistliche, freundliche Haus. Beim Abschiede kamen die kleinen Japanerinnen heraus von uns trennen, so daß der japanische Abschiedsgang mehrfach wiederholt werden mußte. Die Japaner sind große Verehrer des Theaters und daher beginnen in den Theaterhäusern die Vorstellungen bereits gegen 10 Uhr morgens und dauern bis 11 Uhr abends. Erstarrten ziehen ganze Familien: Männer, Frauen und Kinder schon in der Frühe dorthin, um dieselbe oft den ganzen Tag zuzugewinnen, was ihnen bei ihrer notorischen Unpudrigkeit gar nicht schwer fällt.

Wann darf ein Sohn frähen?

Aus Rölln wird berichtet: In einer polizeilichen Strafverfolgung, gegen welche Antrag auf gerichtliche Entschädigung bei dem hiesigen Amtsgericht gestellt wurde, ist wörtlich zu lesen:

„Sie haben in der Nacht vom 4. zum 5. Oktober dadurch ruhestörenden Lärm verübt, daß Sie Ihren Bahn haben frühren lassen.“

Noch Aufzählung der Polizeibehörde hat sich demnach der Eigentümer des rufestörenden Schalles dadurch hervor gemacht, daß er diesem kein zeitweiliges Verbot (sonst pöbeligen Schalles erst zur frühen Mor-
fensunde zu früh) nicht untersagt und ihn nicht
ber die Polizeiverordnungen belehrt hat. Man darf
erwarten sein, wie das Gericht über diese Geschehnisse
entscheiden wird.

Recht ungefährliche Medizin

heimen die amerikanischen Quacksalber zu vertheilen, denn, wie das Familienjournal „Nach für Alle“ berichtet, hat sich Fräulein Mary Brooks von Los Angeles in Kalifornien folgenden eigenartigen Berufswahl. Diese unternehmende Dame, die sich einer ehrenwerthen Gesundheit erfreuen muß, läßt sich nämlich von der medizinischen Gesellschaft als Verdachtsobjekt gebrauchen, um Quacksalber in die Klauen des Gesetzes zu locken. Sobald die Ärzte Bericht geben, daß jemand ohne staatliche Erlaubnis Medizin verordnet, muß sich Miss Brooks als Patientin melden, um, wenn sich der Verdacht bestätigt, den unbefugten Verkaufslüpfel vor Gericht überreichen zu können. Sie hat bereits, ohne nennenswerthen Schaden an ihrer Gesundheit zu erleiden, so emlich jedes Mittel und jede Behandlungsmethode, die von Quacksalbern gerühmt wird, verprobirt beziehungsweise getrunken. — Ich selber erprobt und ertrug keine dieser falschen Doktoren hinter schwebende Gardinen gebracht.

Ein Volk auf der Suche nach einem Namen.

Vielleicht kann irgend ein freundlicher Philologe dem unglücklichen Volk beim Suchen noch einem ort befehen? Es scheint, daß irgend ein passendes ort gebraucht wird, um das Volk von Panama bezeichnen. Wie es augenblicklich liegt, berriht die heillose Vermittlung. Manche Leute nennen sie Panameien¹, und unter anderen Namen, Panama², Panamans³, Panamoier⁴, Panmonos⁵, Panamonten⁶ (!), und schließlich erriert noch der Name „Sibmiker“. Die Amerikaner wüßten zu der Vereinbarung über den Namen ihrer neudorischen Brüder zu kommen, finden aber, daß die engeführten Namen nicht schon genug sind. Der „Mandester Guardian“ bemerkt dostoherweise, daß der Name „Panacanians“ geeignet sein würde.

Verantwortlicher Redakteur F. J. Sappe in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.

an der entgegengelegten Seite des Horizonts hinter den Bergfippen einer Insel hervor. Sie leuchtete uns, damit wir sehen könnten, wohin in alle Welt wir über Nacht geraten! — O. Unser Dampfer hat die Adria verlassen und steuert durch die Gewässer des Ionischen Meeres hin. Jetzt heißt es, die Augen auf! Es müssen Inseln und Länder kommen, von denen unsere verehrten Lehrer an den Gymnasien z. R. und G. so viel Schönes zu erzählen wußten. Nicht! Die Insel hinter der die Sonne eben aufgegangen ist heißt Korfu. Bald folgen Kephalonia und Zante. Scharf schäuen wir aus nach dem sagenumwobenen Ithaka. Ein Aufschrien, in einen Rebellenschrei geküßt, beschreiben ein Hintergrunde sich haltend, scheint leise den Anspruch zu erheben, die Heimat des Odysseus zu sein. Stunde um Stunde verrinnt. Wir stehen so oberst auf dem Deck, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“. Es wird Abend. Zwei helle Lichter zeigen uns an, daß ein Stück flachhiesigen Landes nahe sei. In den stillen Abendstunden gleitet unser Schiff an Griechenland's Gestade hin. Die feierliche Stille und das Abenddunkel geben der Seele neuen Schwung. Die Phantasie hat Ruhe, dieses Küstenland wieder zu besökern mit den kriegerischen Spartanern und dem rosenährbenden Arias und Arkadien seine Hiden und dem attischen Lande seine berühmten Männer aus alter Zeit wieder zu geben: einen weisen Sokrates und einen staatsklugen Perikles, einen kunstsinnigen Pheidias und einen edelgewaltigen Demosthenes und wie sie alle heißen. Oim meinesties juabst!

Am Mittwoch — es war der 7. October — kamen wir an Statien, deren Mitleid die Seele in ihren Tiefen ergreift. Wir freuten die Bege des Apostels Paulus. Durch diese Gefährtin fuhr das Schiff, das den Apostel nach seiner Gefangenlegung zu Caesarea in Palästina nach Rom bringen sollte vor den Kaiser. In den Gefährtinnen hat der Apostel Schiffbruch gelitten und unglückliche Leiden ausgestanden. Arcta kommt in Sicht, eine der größten griechischen Inseln des Mittelmeeres. Ihre weißen Felsen mit den schön geformten Fackeln haben die Stimme des Völkeraufstiegs empfangen. Diese sanft anstehenden Hügel hat der Fuß des Apostels berührt. Paulus, Titus und ihre Nachfolger im apostolischen Amte hatten auf Arcta ein selbiges „Stück Weinberg des Herrn“ zu bestellen. Von den Kretern sagt ja schon 600 Jahre vor Christus einer ihrer berühmtesten Landsleute, sie seien „allzeit Lügner, schlimme Thiere und faule Völker“. Der Apostel Paulus bestätigt in seinem Briefe an Titus, daß dieses Zeugnis wahr sei. Nichtsdestoweniger haben die Glaubensboten erfolgreich gearbeitet auf Arcta. Blühende Kirchen entstanden. Leider haben die Krieger und die Türken diese Blüten wieder abgerissen und in den Boden gestampft. Heute zählt Arcta nur etwa tausend Katholiken.

Einem schönen Anblick gewährt uns hier der Meerespiegel. Wundervoll schon ist die tiefblaue Farbe des Wassers. Das dahinglegende Schiff schneidet eine tiefe Furche in den glatten Meerespiegel und wirft mit Gewalt die Wassermassen nach beiden Seiten auseinander. Jählich brausend, in schweißendem Schaum auf dem Schiel tragend, eilt die Wasserwoge hinweg von dem Bug und den Masten des Schiffes und läßt im Hintergelde linahohlen in das unbeschreibliche schöne Blau des Meeresinnern, aus dessen Tiefen ein farbenprächtiger Regenbogen aufsteigt, der unser Schiff begleitet.

Einige Stunden, und das Tiefblau des Meeres fängt an in schwermüthiges Grün sich zu kehren. Die Stunde daran wird dem Rißst-orn zugehoben, der, vom Innern Afrikas kommend, Ngavutu durchfließt und nun milde und schläfrig seine Fluten in den Schoß des Mittelmeeres bettet. Mit den Wellern des Rißs kommen Mäven, die Vorboten des nahen Landes. Am Horizont tauchen weiße Punkte auf. Sie werden größer. Sie gewinnen die Gestalt von Häusern. Es ist die Stadt und der Seehafen Port-Said. Red ins Meer heraus haben die Erbauer: dieser Stadt sich gewagt. Schon kommt ein kleiner Dampfer rasch herangefahren und bringt aus den Wäldern der das große Seeschiff in den sicheren Hafen leitet. Es heißt still. Wir sind angelangt an der Küste von Nordafrika. Wir wollen ans Land, um zum ersten Mal im Leben den Boden Afrikas zu betreten und uns umgeben in Port-Said.

(Fortsetzung folgt.)

Die Teekhäuser, die in Japan jetzt zahlreich sind, erfreuen sich bei der Volks- oder sehr groben Bevölkerung und bilden die Vergnügungsorte, in welchen der Japaner sozuzufagen sich bei jeder Gelegenheit aufhält. Von moeglichst früh bis in die Nacht hinein gibt die Bevölkerung der verschiedenen Städte, unter denen Teekhäuser vorzuziehen, eine lange den betretenden den Platz einnehmend, und die Tänzerinnen, die dort auftreten, bilden eine berühmte Klasse der Bevölkerung und erfreuen sich im ganzen Interesse eines sehr guten Rufes. Schon im Alter von zwölf Jahren beginnen sie die Tänze. Sie treten in ein Teekhaus ein, und dessen Meister oder Besitzer läßt sie auf eigene Kosten in der Langzeit unterrichten und auch sonst mit allgemeiner Bildung anstatten. Alle Tänzerinnen erhalten ein verhältnismäßig hohes Gehalt, das zur Hälfte den Eltern der Mädchen zufällt, während der Rest zu ihrem eigenen Nutzen verwendet wird. Die Tänzerinnen werden von den Teekhäusern für eine bestimmte Zeit befristet oder dem Austritt aus dem Teekhaus freigegeben. Die Tänzerinnen werden von den Teekhäusern für eine bestimmte Zeit befristet oder dem Austritt aus dem Teekhaus freigegeben. Die Tänzerinnen werden von den Teekhäusern für eine bestimmte Zeit befristet oder dem Austritt aus dem Teekhaus freigegeben.

Die Theater sind meist recht luftige Gebäude, die aus Holz errichtet und mit Stroh gedeckt sind; sie haben keine Balken, sondern Kaperfenster und zeigen im Innern eine glatte, weiß getünchte Decke, die durch eine Strohmatten bedeckt, welche über den Boden ausgebreitet sind, als Sitz-, Stuhl- und Divan dienen. Zum Sitzen gegen die Mauer gibt es kleine Strohmatte, die den Gästen dargelegt werden, damit sie danach ihre Hände und Füße erhitzen. Die Plätze sind mit glimmenden Kohlenfackeln gerollt, die man durch Stochen mit kleinen Jangen und durch Aufblasen im Glut erhält. Graf v. Königsmarck, der in Begleitung eines englischen Reisegefährten u. a. starb, den dritten Kaiserhofen der Insel Nippon, besuchte, schilderte seine Erfahrung in mehreren Theaterbesuchen in folgender Weise: Auf dem ersten Sitz wurde von den Wirtinnen eines dieser Häuser eine gute Vorstellung in Szene gelegt. Zu diesem Zwecke führte man eine große Stube der ersten Etage. Hiermit behandelt man die Gäste des Landes gegen mit und sofort auf die reinste Strohmatten, die aufgelegt wurde und wegen der noch bestehenden Feuchtigkeit, die sie im stehenden Zustand, in großer Aufregung und in Erwartung der wunderbaren Dinge, die man zu sehen bekommen sollten, schon mein Reisegefährte und ich in diese Mängel gefüllt zusammengekauert über je einem hobanari. Jedes meiner Erweichung wurde uns aus dem kochenden Strichverhandlung eine solche Nacht, als ich geschloß und kaum haben wir diese Entzweiung im ganzen der Zängerinnen befechteten. Es waren über zwei Damen waren in großer und kleine ich an meine Seite. Die ersten eine japanische Gitarre in der Hand zu nehmen, in hellroten und dunkelblauen Gewändern, gruppierten sich vor den Guitarspielern als Darstellern eines zu befechtenden Bildes. Alle Zängerinnen und Sängern jagen auf ihren Huden in besonderer Stellung; sie schienen ganz auf, auf keinen Fall älter als vierzehn Jahren. Während, sehr bedauernd und noblerogen, gegen

der fester stand und hingend mit uns eine lebhafte Unterhaltung, die wir ganz nicht verstanden, die uns aber ein wenig japanischer Gelehrsamkeit: der Augen führte, wodurch wir uns gegenseitig genügend angeheimt und besonders herzlich, neben die Vorstellung ihren Anfang. Und ich wenig englisch sprechender habere versierte, das das Befehl, was Japan auf dem Gebiete seine, zu den belommen nützlich. Die Musik, der trotzdem hundert, noch hergerichtender der Gestalt, der beiden hundert, nannten den Mann erfüllte. Man qualte uns mit zwei Wiederholungen, von welchen die eine 35, die andere 40 Minuten dauerte. Das vorgetragen Lied betraf die Vogel, die sich im Frühling paaren, den kommenden Frühling selbst und die im Verein mit ihm mit neuer Kraft wiedererwachende Siegeslust. Zu gleicher Zeit wurde der Gesang durch eine Reihe pantomimischer Bilder illustriert: stehende Männer und bunte Tücher haben die ohnehin schon mehr farbenreiche Ausstattung. Trotz all dieser Gesänge und Tänze, als die Vorstellung im Ende der Nacht und der Augenblicke gekommen war, wo wir uns den jungen Damen für den genussreichen Vortrag erweisen wollten und ihnen mit den landesüblichen Formeln einen Abschied „jain alai“, d. h. auf Wiedersehen, gürten

Einem Besuch in einem Teekaufe Josephomas bescheidet sich v. Stönitzangst folgendermaßen: Ein besonders nur emden ger befehtes Zolal ist das Haus der hundert Väter. Vellioß ist das ältste und originelle in seiner Art, ist es auf einer Höhe, der Wüsto, die man mittelst einer überhöhtigen Treppe erklimmen muß. Die Vorhalle in Teekaufes, eine Frau von ca. dreißig Jahren, euphig ist mit tiefen Verwundungen, die Helan, d. h. die Hellesinnen, kamen auf allen Seiten hereingestürzt, stredien Kopf vor, stenneten die Arme mit nach innen gebogenen Händen auf dem Boden, stürzten, stierten und hegen schließlich neben uns in vertraulicher Weise auf die trokante nieder. Sofort brachte man das janzeeische Astenalgetränk, den heiligen Thee; jedoch, wie indisch, die Milch und Zucker; ferner stießen zum Thee und ein Stelchen zum Wärmen. Die jungen Hellesinnen waren meist sehr formell; in reiche Seidenstoffe gekleidet.



Das kleine
Gedicht
bist ins
durch die

1894.

Der Erzähler.

1904.

Der Erzähler.

1904.

von der Kälte erstarrt, daß es kaum die Worte stammeln konnte: „Am Namen Gottes üben Sie Barmherzigkeit.“

Der alte Mann starrte die Unglückliche an, welche ihrer Kleidung nach den besseren Kreisen anzugehören schien. Der Schein der Väterung traf ein todtblaues Frauenmännchen, in welchem sicherheitserregte Augen glänzten, deren Wille zum Mitleid fochten.

„Sie haben Schuß?“ fragte Fritz.

„Erbarnten Sie sich! Ich kann mich nicht mehr aufrichten halten. Götter der Barmherzigkeit, zu dieser Bestimmung geführt, ich würde im freien Felde umkommen sein.“

Sie wollte bittend die Arme emporheben; vor Scham brach sie zusammen, ihre Hand berührte eine Kiste, welche neben ihr lag.

„Sind Sie allein?“

„Allein ganz allein.“ rimmerte die Fremde.

„Aus Barmherzigkeit sehen Sie mir ein Obdach für diese Nacht, morgen früh werde ich weiter ziehen und der Himmel wird Sie belohnen für dieses Liebeswerk.“

„Kommen Sie herein, Sie können hier bleiben.“

Mit zitternden Händen schloß sie die Frau dem Hause zu. Sie war so matt, daß sie kaum dem Sturme Stand halten konnte, der mit erneuter Gewalt durch den Hof tobte. Sie wäre zu Boden gesunken, wenn Fritz sie nicht gefügigt hätte.

Auf dem Saussur erklammte Frau von Feldheim, um zu sehen, wie der Einbruch begreife.

„Was ist das? Frau Werner?“ rief sie erschrocken. Aber diese hörte die Worte nicht mehr, sondern brach ohnmächtig zusammen.

Rückwärts wurde in ein kleines freundliches Gemach gebracht; die Gutscherrin selbst war behilflich.

Die Kranke warm zu betten, die vor Fieberfrost erbebt. Nachdem sie wieder zu sich gekommen, ließ die Dozine ihr Tee bereiten, den sie begierig trank und heim betrachtete ersaumt das durchdrückte und beschmutzte Kleid, welches zum Trocknen über einen Stuhl am Ofen gehängt war. Wie konnte die Gutscherrin der Frau von Feldheim nur in eine so gräßliche Situation geraten?

„Jetzt schlief Rüdchen die Augen auf.“

„Wo bin ich?“ fragte sie erstaunt.

„Sie sind bei guten Menschen, Frau Werner.“ antwortete die Gutscherrin.

„Ach bei Ihnen, jetzt erkenne ich Sie.“ sagte Rüdchen mit einem kindlichen Lächeln zu Frau von Feldheim, indem sie die ihr lieb gewordene Dame, welche sie bei Frau v. Gotsfeld gesehen, erkannte.

„Ich befand mich an einer Mauer.“ sagte sie mit leiser Stimme, „der Regen fiel heftig, der Sturm umtobte mich. Ich und ich konnte nicht weiter gehen; meine Füße schmerzten — die Kraft hatte mich verlassen. Da fand ich auf den nassen kalten Stein. Ein Schauer erfasste mich — der Himmel über mir war schwarz wie ein Grab — die harte Erde unter mir — ach, ich bin doch recht elend.“

Tränen entquollen sich ihren Augen.

„Sehen Sie jetzt ruhig, liebe Frau Werner.“ tröstete die Gutscherrin, „Sie sind gut bei mir aufgehoben; überlassen Sie sich jetzt der Ruhe, der Sie dringend bedürfen. Morgen können Sie mir erzählen, wie es kommt, daß Sie in solchem Wetter zur Nachtzeit auf der Landstraße sind.“ Sie neigte sich über die Kranke und trocknete mit einem Luche deren Stirn und Haar.

„Ach, die Menschen sind herzlos.“ flüster Rüdchen, „meines Weibens war dort nicht länger. Ich mußte hinaus in die weite Welt. — Mein Gott, nimm mich zu Dir — ich kann nicht mehr wandern. — der rauhe Weg, der Regen und der Sturm erschauern mir das Fortkommen. Da — da ein Wasser — ich fülle, o, dann hört mein Elend auf.“

Schauernd sank sie zurück. Die abgerissenen Worte, welche sie noch sprach, wurden nach und nach unverständlich und sie lag still mit geschlossenen Augen und Lippen.

„Stören wir die Unglückliche nicht.“ sagte Frau von Feldheim zu ihrer Gose, welche das Feuer im Ofen nachlegte. Die Zuhörer bei dem entsetzlichen Wetter hat sie erschöpft.“

Früh am andern Morgen besuchte sie die Kranke, die völlig ermattet im Bette lag. Der Sturm hatte sich gelegt, aber es war sehr trübes Wetter eingetreten und ein feiner Regen fiel aus dem grauen Himmel herab. In dem Krankenzimmer herrschte Dämmerung. Frau v. Feldheim erkundigte sich teilnehmend nach dem Befinden Rüdchens.

„Ich muß erst meine Sinne sammeln.“ gab sie leise zurück, „um mich zu erinnern, was mit mir vorgegangen ist. — O, jetzt weiß ich alles. — Ich danke Ihnen für die gastliche Aufnahme, leider aber muß ich Ihre Güte noch länger in Anspruch nehmen, denn ich fühle mich nicht imstande, das Bett zu verlassen.“

(Fortsetzung folgt.)

angenehmen Erinnerungen. „Niemand in der Gegend konnte es mir gleich tun; ich fehlte bei keiner Gelegenheit, auf seinem Palle; bisweilen ging es einen ganzen Monat hindurch jede Nacht so — wir tanzten bis das Morgenlicht auf uns herniederbrach. Und dann wieder blieb es; ich auf zur Jagd und im Sturm zurück, sich edelst umkleiden, um die Blig-mädel des Wägenkutschens, noch auf einem Palle zu treffen; dann das Lachen und Lächeln mit ihnen. O, das waren lustige Zeiten!“ rief er jetzt, entzückt von seinen Erinnerungen.

Brüderchen ist augenblicklich bemüht, ihn noch mehr aufzumuntern; ihr Kleid mit beiden Händen fassend, tanzt sie lachend vor dem altmodischen Spiegel hin und her.

„Komm, Papa.“ rief sie, „Du kannst noch nicht Alles vergessen haben. Laß uns tanzen: es wagt und an derre, wenn auch nur, um unser Blut zu wärmen!“

Sie steuert die Arme in die Seiten und hüpfte zu ihm hin mit dem verlockenden Lächeln ihrer süßen Augen.

Tagelang ist ihr Vater nicht gewaschnen und einen Augenblick später ist auch er dabei in größtem Eifer über den gut geböhten Boden dahingeleitet. So findet Denis, die Nora erhebt, lachend, ganz reizend, und den Fufel in seiner heiteren Luft so kindlich wie er wirklich von Herzen noch ist.

Wort einen Augenblick, mein Junge, wir haben noch eine Tur zu machen. O, Nora, nicht zu schnell; Du wirst Deinen Papa zu Tode tanzen! Da Denis, mit Du je ihresgleichen gesehen? Wird das für Madame genügen?“ fragt er mit väterlichem Stolz.

„Unfinn, Papa!“ lacht Nora.

„Also willst Du nach Ventry kommen?“ rief der junge Mann hoch erfreut; „Du hast Dich entkloffen, mich zu begleiten?“

„O, nicht so eilig!“ wehrt sie ab. „Ich muß doch Vorbereitungen treffen, ehe ich reise, wenn — wenn ich es überhaupt tue.“

„Überlege nicht länger; verlaß mich jetzt, daß Du der Einladung meiner Mutter folgen willst.“

„Nun ja.“ stimmt sie leise zu.

„Und wann?“ rief er mit Einnässigung habe, „Dank wird es das beste sein, doch ich zu Womms Hüfte noch heute eile und dann zurückkehre, um Nora zu holen. Komm, kuscheln?“ In einer Woche?“

„In drei Wochen; nicht eine Minute früher.“

„Das wird uns weit in den August hineinführen; aber so ist es denn. Laß uns den fünfzehnten für meine Abreise festsetzen, und Tags darauf wirst Du bereit sein, mir nach Ventry zu folgen, nicht wahr?“

„Wie Du willst.“ versetzt Brüderchen resigniert. „Wenn Du es heute noch nicht willst, daß ich mich in der Welt umhänge, so sage ich mich der Uebermacht. Obgleich es mir ein dunkles Rätsel ist, mit neu angelegter Melancholie ihren Vater betrachtend, wie Du, lieber Papa, ohne mich weiter kommen willst.“

„Ich werde nicht weiter kommen, Versprechen, höflich das nicht. Ich werde bleiben, wo ich bin — trotzdem stehen bleiben — bis Du zu mir zurückkehrst.“

Zehntes Kapitel.

Die Zeit, welche in unsern glücklichen Tagen nur zu leicht und schnell dahinfliehet, scheint unsern Brüdern in den nächsten drei Wochen langsam gehend hinzuzugleiten, obgleich sie sich das nicht geziehen will. Aber nie bisher lagen die Stunden so drückend auf ihr, nie vorher waren ihr die täglichen Pflichten ihres jungen Lebens so interessant vorgekommen. Inzwischen, alles nimmt ein Ende, auch die anstehende Zeit, und endlich ist der Tag erschienen, welcher Denis nach Ventry zurückbringen soll.

Brüderchen, in einem blauen Gewande, einen ganz neuen Kleide, ausgedehnt unter denen, welche sie für ihren Besuch bei Madame Delancy gefertigt hat, erscheint reizend lieblich und ein wenig bläulich als gewöhnlich. Den ganzen Morgen empfindet sie eine gewisse Unbehaglichkeit, die zu verbergen sie sich vergeblich bemüht und welche sich besonders in dem lebhaften Wundte äußert, daß die Uhren falsch gehen und es schon später sein möge.

Sie ist schon ganz erschöpft vom langen Warten, als endlich die alte Uhr in der Halle zwei schlägt, die Stunde, zu der er eintreffen muß.

Gesetzt, er kommt überhaupt nicht — irgend etwas hat ihn zu Hause zurückgehalten? Ihre großen Augen bliden traurig, ein wehmütiger Zug legt sich um ihren Mund. Aber was ist das? Ein Wagen! Ganz gewiß! Und wie durch Zauber weicht die Wolke von ihrem Antlitz; ihre Wangen röten sich, ihr Blick strahlt.

Wie der Wind fliegt sie durch die Halle, reißt die Tür auf, eilt die Stufen hinunter.

Ja, da steht er vor ihr. Einen Augenblick zögert sie, fragt sie sich, ob es auch statthat ist, einen jungen Mann zu umarmen. Wenn ihr der Gedanke kommt, so muß er doch ihrem Entzücken, ihrer hohen Freude weichen. Alles in den Wind jessend, alles vergebend bis auf die eine süße Gewißheit, daß er zurückgekehrt, um ihr Leben wieder sonnig zu machen. Idylntig sie ihre Arme um seinen Nacken und preßt ihre weiche Wange an die seine.

„Da bist Du wieder!“ ruft sie laut. „O komm hinein, komm schnell! Papa wird ebenso glücklich sein wie ich. Wie hübsch Du ausseht!“ und sie tritt ein wenig zurück, um ihn besser betrachten zu können, behält aber seine Hand in der ihren. Das ist ein neuer Anzug, nicht wahr? Du bist wieder! Nun, mein Kleid ist auch neu. Magst Du es leiden — sehe ich gut darin aus? O lieber, ich war so eifrig ohne dich; wie wohl tut es mir, Dich wieder zu sehen!“

Verdriest sie lachend und mit einem kleinen Seufzer der Erleichterung.

Diese offene Stimmung ihrer Gergensfreude, wie sie so deutlich aus ihren ausdrücklichen Augen leuchtet, das beinahe kindliche Ungestüm ihres Verhaltens, alles bezeugt, daß, wenn sie ihn liebt, sie sich dessen sicher nicht bewußt geworden. Er ist ihr Vater, ihr lieber Freund, aber als an einen Geliebten hat sie seiner noch nicht gedacht. Für Denis scheint ihr von jeder Schüchternheit freies Benehmen der Ausdruck eines vollkommen unberührten Herzens zu sein. Auf die Begrüßung findet er keine Antwort; ihm ist, als ob ihm die Stimme versage. Nach einem ersten leidenschaftlichen Entzücken, als seine Arme sie umschloßen, war ein Gefühl von Verwirrung über ihn gekommen, scharf genug, ihn völlig verstimmen zu lassen. Gleich und still folgt er ihr in die Halle.

„Nun,“ sagt sie, stehend bleibend und ihn anschauend, „ich glaube, Du bist kein bißchen froh, mich wieder zu sehen. Wie blaß, wie unglücklich Du ausseht. Ist es möglich?“ — und sie wuschelt die Farbe — „läte es Dir leid gekommen zu sein?“

„Nein, das wäre von allen Dingen wohl das am wenigsten Mögliche.“ entgegnet er mit einem Versuch zum Lächeln. „Aber — ich habe Kopfschmerz — nichts weiter!“

„Schlimm genug!“ ruft sie teilnehmend. „Geh in Papas Arbeitszimmer — Du wirst ihn dort finden, und ich will Dir eine Erfrischung bringen, und später wollen wir einen hübschen Spaziergang in der Nähe machen; das wird Deinen Kopf wohltun.“

Sie eilt leichtfüßig hinweg, und Denis wird von seinem Dasein herzlich bewillkommt.

Eine halbe Stunde später sagt der letztere mit der Miene kranken Gebrechens: „Ich habe Dir etwas mitzuteilen, etwas, das seit Deiner Abreise, etwa eine Woche später, geschehen ist; es betrifft Brüderchen.“

„Ja?“ Denis zieht ihn gespannt an.

(Fortsetzung folgt.)

Prinzeßchen.

Erzählung von Mrs. Hungerford. Autorisierte Uebersetzung von W. Wollmann. Nachdruck verboten.

„Sie sind leicht zu beeinflussen und leider ebenso leicht mißleitet, aber wie anders würde es gewesen sein, wenn sie die rechten Führer gehabt hätten!“

Es wird ihrer Gode keinen Gewinn bringen, wenn sie unschuldiges Vieh verschlucken und wech-lose Mädchen klagen über ihren Schlingen legen und sie tören.“ bemerkte Denis stürmisch.

„Gewiß ist ihr Tun unrecht; aber Ihr verdammte alle der Welken halber. Die Leute hier herum sind so gottlos, so feindselig u. so bejammernswert arm. O, wenn Papa und ich reich wären, so würden wir etwas für sie tun, aber — traurig den Kopf schüttelnd — wir haben keinen Mennig.“

„Dies scheint doch eine gute Bestimmung zu sein?“

„Wohl, aber wir haben kein Geld, sie ordentlich zu bewirtschaften, und daher trägt sie uns Knapp des zum Leben Notige. — Ich bin keine fröhliche Gesellschaft, nicht wahr?“ fragt sie darauf und ihr freundlicher Blick littet ihn deswegen um Entschuldigung.“

„Sicherfalls die beste für mich.“ entgegnete Denis ernst.

Sie hat sich ihm heute von einer neuen Seite gezeigt und ihm einen Einblick gewährt in die unendliche Armutsgelassigkeit ihres Lebens.

„Sage mir, Nora.“ fragt er jetzt, einem Impuls nachgebend, den er nicht hätte erklären können. „machte Dir schon einmal jemand einen Antrag?“

Einige wurde eine solche Frage verlegen gemacht haben. Andere hätten sie leicht vorlegend geschunden. Für Brüderchen ist es eine einfache Frage, nichts weiter.

„Nicht viel.“ antwortet sie knall. „Und ich bin fürzlich schon neunzehn Jahre alt! Ist es nicht arg?“ Es liegt beinahe etwas Bitterkeit in ihrer Stimme. Warum soll sie ihren Gefährtinnen nachsehen? Da ist Ditz, jünger als ich, nun schon in Tüchtigkeit vor dem Verheiratet. Aber vielleicht gehe ich nicht zu der Art von Mädchen?“ fragt sie besorg.

„In welcher Art Mädchen?“

„In den ansehnlichen zum Beispiel. Gältst Du es für möglich, daß einmal jemand mich fragen wird, ob ich ihn heiraten will?“

„Ich halte es für wahrscheinlich.“ gibt er trocken zurück.

„Nun.“ sagt sie niedergeschlagen. „es müßte denn der Schlichter oder der Vater oder der Vizegheier sein, sonst würde ich hier niemanden.“

„Neben Dir verheiratet sein?“ fragt er scharf, indem ein ganz unangenehmes Gefühl von Jörn gegen sie in ihm aufsteigt.

„Ich möchte sicherlich keine alte Jungfer werden! Sie ist meine Meinung noch ein sehr bedauerndes Weibchen, eines, das keine haben wollte. Ich möchte mir nicht so abstoßend vorkommen. Papa, laß, ich brauche mich nicht zu fürchten, dann das sage mich im Blut; es hätte nie eine alte Jungfer in der Familie gegeben — und er kann sich aller seiner Großtanten und einer ganzen Menge von Kousinen erinnern — vom ersten bis zum einund-dreißigsten Grade.“

„Das gibt einem Erfahrung und auch Dir eine große Verabigung gewähren.“

„Ja, aber es ist doch nicht überzeugend. Jedes Verbrechen muß einen Anfang haben, und mir ist, als ob ich dieses begehen würde, als ob ich die alte Jungfer der Delaney werden sollte. In meinem Falle wäre das ein wirkliches Schicksal. Da ich nicht einmal die traditionellen Reizen und Nichten haben werde, an die ich meine verschmähte Liebe verschwenden könnte. Das ist unbillig, nicht wahr? Ich meine, wenn ich so herabgewürdigt werden soll, so hätte mich das Geschick wenigstens mit verheirateten Geschwistern ausstatten können.“

Darüber lachten sie beide, aber Delaneys Fröhlichkeit kommt ihm nicht recht von Herzen.

„In Ventry.“ sagt er langsam und wie gegen seinen Willen, „wirst Du andere sehen außer Schlichter und Väter. Da kannst Du wählen.“

„Ja, wenn ich hinkomme.“ entgegnet sie unentschieden.

„Und Du willst, Nora, nicht wahr?“ Er hält sie an der Tür zurück, da sie gerade im Begriff ist, das Haus wieder zu betreten.

„O, ich weiß nicht! Ich muß es mir überlegen!“ ruft sie mutwillig, indem sie ihm fortläuft.

nachzugehen, so stellt ihr Vater seinerseits lange und tiefe Betrachtungen darüber an, welche dazu führen, daß er sich am Abend Nora ins Wohnzimmer holt und sein Gemüt folgendermaßen erleichtert:

„Neben, ich habe gedacht.“ und jetzt sich behut-sam auf die Armllehne eines besonders alten Stuhles. „Rein!“ ruft seine Tochter wiederholend.

„Ja, habe über diesen Besuch nachgedacht und ich meine, Du mußt hin. Wirklich, Versuchen, es ist nötig, daß wir an Deine Zukunft denken und aufhören, selbstständig zu sein. Ich weiß, die Trennung wird uns beiden schwer antommen, aber Deine Rente ist eine einflußreiche Frau und kann Dich in die Welt einführen. Kannst Du nicht ich meinen, daß verheiraten. Denis scheint zu denken, daß Du einen reichen Mann heiraten müßtest.“ sagt er langsam hinzu.

„Wirklich?“ fragt Prinzeßchen ärgerlich. „Wie mündert, daß Du ihn so reden läßt, Papa! Und — ich gehe auch nicht; ich kann keine Fremden ausstehen.“

„Schöne Dich! Du würdest Dich in kurzer Zeit an sie gewöhnen.“

„Nachdem ich halb daran gestorben! Ihre Wege würden nicht meine Wege sein; sie würden mich lang-weilen und ich ihnen wunderbar erscheinen, und wenn ich fände, daß sie über mich lachen.“ — Dabei traten ihr Tränen in die Augen — „so würde ich sie töten!“

„Und das mit Recht.“ versichert Väterchen kampflustig. „Ich möchte den sehen, der es wagen wollte. Schick ihn nur zu mir, weiter sage ich nichts.“

„Es würde kein Feind sein.“ sagt Prinzeßchen mit einem prophetischen Seufzer; „es würde eine Sie sein.“

„Unfinn, Versuchen. Sei nicht so niedergelagert.“

„Nora.“ und er wendet sich plötzlich mit Verwundung zu ihr, „kannst Du tanzen?“

„Wie ein Engel!“ erklart Prinzeßchen beidseitig und springt auf. „Denkst Du, daß dort getanzt werden wird, Papa? Darin bin ich ganz erfahren, denn Otto pflegte im vergangenen Winter an jedem regnerischen Nachmittage mit mir in der großen Halle zu tanzen; wiehst Du nicht? Ja, ich kann tanzen, das weiß ich.“

„Das hast Du geerbt; ich war zu meiner Zeit ein vorzüglicher Tänzer.“ und er zieht auf, erfüllt von

Tägliche Erinnerungen.

9. März.

1152: Friedrich Barbarossa wird in Kaden zum Kaiser gekrönt. 1451: Amerigo Vesputci, Seefahrer, geb. (Hileng). 1661: J. Magarin, trug. Staatsmann, f. (Vincennes). 1697: Caroline Reuber, Schauspielerin, geb. (Weidenbach i. B.). 1797: D. C. Stöber, Dichter, geb. (Straßburg). 1811: Gähnel, Bildhauer, geb. (Dresden). 1888: Kaiser Wilhelm der Erste, f. 1902: S. Wilmers, Markendichter, f. (Mettendorf).

Nach Ostindien.

Einige Reise-Erinnerungen von Vater H. J.

(Nachdruck verboten.)

Die wichtige Breitsaube ist nunmehr ge-festigt. Da kein Anstich sich zur Vorzug meldet, so mußten wir selber ohne Grund und Aufzug den Bau ausführen. Stillschende ist diese unsere Erstlingsleistung in der Kunst wirklich schön geworden. Aber sie war wenigstens sehr billig und hielt so lange als sie eben mußte. Der Wächter steht an dem düst-igen Altären unserer Kapelle und beginnt das Antroito ad altare Dei. Die Passagiere sind noch in

der Ruhe. Die Schiffmannschaft ist an der Arbeit. Das heilige Volk hat sich nicht eingerufen zu dieser Sonntagsmesse. Das weite Meer allein schien Kenntnis zu nehmen vom Herrn des Himmels und der Erde, der in dieser weichen Stunde niedergelassen war von den Höhen des Himmels auf das gebrauchliche Fahrzeug im Meer. Draußen plätscherten die Meereswellen heran an die Küste, hart heran an den Fuß des Altars, auf dem das heilige Opfer vor sich geht. Das kannte Murmeln der Wellen vertrat sich mit dem Gloria in exsultu zu einem harmonischen Lob: den Herrn, ihr alle seine Werke!

Das Meer eilt ihm entgegen. Wir haben jetzt Ruhe, das Meer zu betrachten. Links, gen Dol-marens Hüfte hin, liegt seit wie ein Bild ins Meer ragerannt die Insel Afrika. In ihr hatte ein Stück Strassengebiet der Reiz. Und dieses Gland, das jetzt so still dastet in seinem Sonnenstrahlen, brüllte vor etlichen Jahrzehnten eines Morgens die ächteren Geldsäcke der österreichischen und italienischen Kriegsschiffe und ihren Tod und Verderben aus ihren Feuerlöchern. Da, vor diesen Felsenriffen, hat der österreichische Admiral Tegethoff den kühnen Angriff auf die italienische Flotte gemacht und deren Schiffe in den Grund gebodet. Da unten also, tief im Meere liegen die Schiffe des jungen Italiens, die mit ihrer Siegesgewandtheit zu Sechsdacht ausgezogen waren. Draußen haben, wie wir hören, den

Versuch gemacht, den Schatz zu heben, aber vergeblich. Die geheimnisvollen Meeresstiefen haben mit angli-cher Sorgfalt das Opfer, das der Krieg ihnen ge-brocht. Rische mögen jetzt ihr Spiel treiben mit den Geld- und Silberstücken, und erhabenes Gewinn den Schatz hehlen, der zu mannmördernden Schlachten gesammelt ward!

Da unten haben aber auch kaspere Krieger ihre Grab gefunden. Ruhest lacht, Soldaten eines frem-den Landes! Ruhest liegt tief, tief da drunten auf dem linden Meeresboden! Die Stimme des All-mächtigen wird auch zu euch hinabdringen, wenn sie einmal die Toten ruft. Ruhest laßt bis zu jenem Tage! Die Meereswogen, die in stürmischen Nächten den weißen Felsenwände Oßes schlagen, singen auch ein De profundis, wie es gewaltiger durch seines Domes hohen Hallen rauscht. Doch-ragende Felsen und Berge stehen an euren Gräbern wie ein Mahnmonument. Selbst Berg und See-und-malstrebendes Gorgonmal, das die Fische des Schöpfers seit Jahrtausenden eich gebaut, mahnt den Fremden, der vorbeifährt, an euch und bewog-ten Berges lurcht er ein süßes Webet für die toten Soldaten.

Der zweite Tag auf hohem Meere ist vorüber. Die Sonne macht ihren Besuch bei unsern Antipoden. Bald guckt sie wieder, einen schiffhaften Rinde gleich,

Allerlei.

Neuntes Kapitel.

Ob sie es tut oder nicht, mag dahingestellt sein, aber wenn sie es verschmäht, dem Gedanken